

Dieter Schmidt-Sinns

## Ein Rassenpolitiker im Nationalsozialismus

Der vorliegende Tagebuchbericht eines betroffenen Jugendlichen, vom Verfasser überarbeitet, gibt Einblick in das Leben einer Familie, die durch den Vater eng mit dem Nationalsozialismus verknüpft war, und öffnet einen besonderen sozialgeschichtlichen Zugang auf eine Periode der deutschen Geschichte, der sich allein auf der Grundlage von Schulbuchwissen und der politischen Fakten kaum gewinnen ließe.

### Einleitung

Im Zeitalter der Globalisierung, in dem nunmehr jedes Kind in der Lage ist, weltweit elektronisch zu kommunizieren, ist es für junge Menschen schwer vorstellbar, dass es noch zu Lebzeiten ihrer Großväter möglich war, in der eigenen Gesellschaft „unterzutauchen“, das heißt: Schon durch einen Ortswechsel von einigen hundert Kilometern innerhalb Deutschlands konnten sich NS-Belastete, auch Täter, nach dem verlorenen Krieg für lange Zeit relativ sicher fühlen. Das galt vor allem, wenn die Betroffenen aus der östlichen Hälfte des ehemaligen Reiches stammten und in den Westen gingen; auch offizielle Anfragen wurden von den Behörden unter polnischer oder sowjetischer Besatzung, auch nach Gründung der DDR, lange Zeit nicht beantwortet.

Der Sohn Peter, Jahrgang 1933, schildert das politische Leben seines Vaters, eines mittleren NS-Funktionärs, das naturgemäß eng mit dem seinen und dem der sechsköpfigen Familie verbunden war. Als Ältester hatte er eine besonders enge Beziehung zu seinem Vater; die zahllosen Gespräche vor und nach 1945 und ein gutes Langzeitgedächtnis lassen einen eher seltenen Quellentyp entstehen, denn der Sohn erzählt zwar aus eigenem Erleben, doch war er weder Täter noch Opfer und hoffte auch durch seinen Beruf als Historiker einen gewissen Abstand gewonnen zu haben gegenüber dem, was zu berichten ist. Geboten werden kann allenfalls ein Mosaikstein zu einer Sozialgeschichte, subjektiv empfunden, allenfalls verbunden mit dem Versuch einer Klärung aus informierter Rückschau heraus.

Es ist gleichzeitig der Versuch, das Leben unter einem Regime wie dem der Nazis für die Generationen der Nachgeborenen überhaupt verstehbar zu machen. Der französische Soziologe Pierre Bourdieu hat verdeutlicht, wie jeder in einem Zwangssystem Lebende Teil des Systems werde und, willentlich oder nicht, mit oder ohne sein Wissen, zu dessen Existenz beitrage, indem er seine gesellschaftliche Rolle weiterhin ausfülle (Bourdieu 1973, S. 33). So scheint es während der zwölfjährigen NS-Herrschaft eine „Unversehrtheit der privaten Lebensführung“ gegeben zu haben, die mit einem Verhalten einherging, das sich von „kollektiver politischer Abstinenz bis zum Mittragen der Diktatur erstreckte“ (Großböling 2000, S. 180), anders als unter dem länger bestehenden und die Gesellschaft totaler ergreifenden System in der DDR. Doch auch der Nationalsozialismus konnte selbst in seiner frühen Form von persönlich nicht Verfolgten als brutaler Eingriff in die eigene Lebensführung empfunden

werden, wie es Sebastian Haffner für seine Erfahrungen im Berlin des Jahres 1933 eindrucksvoll beschrieben hat (Haffner 2000). Vorgelegt wird ein dokumentarischer Bericht, vom Verfasser ergänzt durch quellenmäßig abgesicherte Informationen über die Einwandererzentralstelle Litzmannstadt des Rasse- und Siedlungshauptamts der SS.

### 1. Die Flucht

„Guckt euch noch einmal um! Ihr wisst nicht, ob ihr eure Heimat wiederseht.“ Der mit zwei kräftigen Pferden bespannte gummibereifte Wagen wurde kurz angehalten. Der Vater legte den Arm tröstend um seine Frau. Peter, der Älteste, blickte zurück und sah die Stadt, in der er seine ersten elf Lebensjahre verbracht hatte, im Dunst des frühen Morgens liegen: Aus dem Flusstal der Mulde ragte der Turmhelm des Domes, dessen barocke Formen ihm von den Einkaufsgängen mit den Eltern wohlvertraut waren, weißlich-grün hervor; vielmehr war von der schon entfernten Anhöhe aus nicht zu erkennen. Die anderen Männer trieben zur Eile. Sie wussten, die sowjetische Armee war kaum dreißig Kilometer entfernt, Mai 1945. Für Vater und Mutter sollte dies in der Tat der endgültige Abschied von ihrer Heimatstadt sein.

Es war ein seltsames Gefährt, das da wenige Tage nach dem Ende des furchtbaren Krieges nach Westen fuhr: ein offener Wagen, mit etwas Stroh ausgepolstert, wenige Koffer für die insgesamt zehn Menschen, die darauf saßen oder nebenher gingen. Die Familie bestand aus den Eltern und vier Kindern zwischen drei und elf Jahren. Eine alte Frau saß hinter dem Kutschbock, die von einem attraktiven jungen Mädchen begleitet wurde, ihrer Enkelin. Betrieben wurde diese Fuhre jedoch von drei jüngeren Leuten, einem Paar und einem hoch gewachsenen Typen, der anscheinend eine leichtere Verletzung am Oberarm hatte.

Das Frühjahr 1945 war mild und sonnig, dennoch hatte man schlechte Straßen zu befahren, häufig matschige Waldwege. Als eine Stadt am Horizont sichtbar wurde, bogen die Männer sofort ab. Sie hatten gute Karten, die sie immer wieder hervorholten. Peter wurde bald klar, dass sie jeden größeren Ort zu meiden suchten. Auf einem abschüssigen Waldweg geschah dann, was zu erwarten war: Der Wagen geriet ins Rutschen, die Pferde konnten ihn nicht mehr halten, und die ganze Fuhre landete halb schräg an einem mittelstarken Baumstamm, der jedoch Schlimmeres verhinderte. Die Flüchtigen hatten Glück. Niemand war verletzt, die Deichsel hatte gehalten, und auch die beiden von Peter wegen ihrer Größe

so bewunderten Pferde, ein Brauner und ein Falbe, konnten von den Männern wieder eingespannt werden, nachdem sie fluchend das Chaos einigermaßen geordnet hatten. Auf diese Weise waren natürlich nicht mehr als 20, höchstens 25 Kilometer pro Tag zurückzulegen. So war man froh, dass sich am Abend ein Bauer fand, der den Flüchtigen erlaubte, auf seinem Anwesen im Stroh einer Scheune zu schlafen.

Am nächsten Vormittag passierte die Gruppe einen kleinen Ort im östlichen Thüringen, als sie von zwei amerikanischen Soldaten aus einem Jeep heraus gestoppt wurde. Wie verabredet gaben sich die Männer als Belgier aus. Weder Deutsch noch Englisch sprechend, stammelte der eine auf die zu seiner Überraschung auf Französisch gestellte Frage nach dem Wohin: „A – A – Auma“ – den Namen eines Städtchens in der Nähe. Der junge Leutnant kann eigentlich nichts geglaubt haben, aber die Fuhre mit der Oma und den kleinen Kindern sah jedenfalls militärisch unverdächtig aus; sie durften weiterfahren.

So hatte der Plan der aus einem Kriegsgefangenenlager entflohenen Soldaten, sich durch die Mitnahme von Zivilisten unverdächtig zu machen, diesmal Erfolg. Sie hatten sich zwei ausgediente Artilleriepferde mit Wagen besorgen können, dazu Unmengen von Büchsen mit Schweinefleisch oder Blutwurst zur Verpflegung. Das junge Mädchen begleitete sie auf dem Weg nach Westen. Einer der beiden hatte versucht, sich die bei allen Angehörigen der Waffen-SS unter dem Arm eintätowierte Bezeichnung der Blutgruppe herauszuschneiden; das war nicht ganz gelungen. Jedenfalls hatten sie Grund, nicht aufzufallen. Von allem Anderen abgesehen bestand ein strenges Verbot der Besatzungsmächte, das auch den Zivilisten jeden Ortswechsel untersagte. Wie es dem Vater gelungen war, sich diesen Leuten mit seiner ganzen Familie anzuschließen, wusste Peter nicht. Aber es war ihm klar, dass sie allen Grund hatten, den Ort zu verlassen, in dem man den Vater kannte, vor allem dann, wenn die Region unter kommunistische Herrschaft geraten sollte.

Der Vater hatte ihm erklärt, dass es aus Gründen der Sicherheit notwendig sei, den Namen der Familie zu ändern: Sie hießen von nun an nicht mehr Meier, sondern Geyer. Für den Elfjährigen war das rational einsehbar; er prägte sich den neuen, kaum geänderten Namen immer wieder ein und hoffte, sich nicht zu versprechen. Der jüngste Bruder, noch nicht drei Jahre alt, war auch kein Problem. Die beiden mittleren Kinder aber, die neunjährige Schwester und ein Bruder von knapp fünf, mussten entsprechend umgestimmt werden, und so wurde ihnen während der langen Reise in den Westen immer wieder gesagt: „Wie heißt Du? – Geyer! Wir heißen jetzt Geyer.“ Weitere Erklärungen waren weder möglich noch nötig. Entsprechende Papiere besaß die Familie nicht. Allein der Vater hatte sich einen Ausweis auf den Namen „Geyer“ ausstellen lassen, als er sich in den letzten Kriegstagen mit einem Stab der Allgemeinen SS ins Erzgebirge hatte absetzen können.

Der Plan, sich in diesem Frühjahr auf die geschilderte Weise quer durch das Land bis nach Köln durchzuschlagen und dort eine Bleibe zu finden – die mitreisende alte Dame stammte aus Köln – war eigentlich aberwitzig, vielleicht auch nur ein

Vorwand, um wenigstens nichts mit den Russen zu tun zu bekommen. Aber dieses seltsame Gefährt kam stetig voran, zwanzig bis dreißig Kilometer jeden Tag. Thüringen wurde durchquert, das nördliche Hessen. Die Flüchtlinge waren schon am Rande des Sauerlandes angekommen, als wieder ein amerikanischer Kontrollposten passiert werden musste, und der hatte es in sich, denn er bestand aus zwei GIs und einem deutschen Mädchen. Da gab es keine Verständigungsprobleme mehr; bald war klar: Unbefugter Ortswechsel. Die Gruppe hatte sich auf der Kommandantur im nahen Gummersbach zu melden. Aber wieder durften sie selbständig weiterfahren, die Soldaten konnten ja ihren Posten nicht verlassen, und die Flüchtigen hätten es sicher noch bis Köln geschafft. Doch durch Gespräche mit Einheimischen erfuhren sie, wie stark Köln zerstört war und dass ein Unterkommen dort fast keine Aussicht hatte. So landete die Familie in einem kleinen Ort im Oberbergischen, wo fromme, hilfreiche Menschen im Umkreis einer „Bibelschule“ Flüchtlingen halfen, soweit sie konnten.

Für die sechsköpfige Familie gab es nicht mehr als ein winziges Gartenhaus als Unterkunft. Zwei Erwachsene konnten zur Not auf den beiden schmalen Sitzbänken schlafen, dazu stellten die freundlichen Gastgeber einen Liegestuhl, ein Kinderbettchen und zwei Badewannen als Schlafstellen zur Verfügung, die natürlich draußen aufgestellt werden mussten, aber es war ja Sommer. Bald kam die Einladung, an den Bibelstunden der Gemeinde der „Offenen Brüder“ teilzunehmen, einer Glaubensgemeinschaft, die die Erwachsenen aufzuepflegte und damals schon gute Beziehungen zu ihren amerikanischen Brüdern hatte. Die Familie, nach dem NS-Jargon „gottgläubig“, was eher pantheistische Vorstellungen bedeutete und keineswegs den Glauben an einen persönlichen Gott, stand der dort gepflegten Frömmigkeit denkbar fern. Doch sie war hilfreich aufgenommen worden, der Vater wollte keinesfalls als unchristlich auffallen, und man hatte viel Zeit. So saß er mit seinem Ältesten drei- bis viermal in der Woche in dem schlichten, angenehm kühlen Gemeindesaal, und sie sangen wohlklingend, doch ohne Überzeugung „Jesus, meine Zuversicht“.

## 2. Der Weg in den Nationalsozialismus

Siegfried Meier wurde im Jahre 1905 als zweites und letztes Kind einer bürgerlichen Familie geboren. Der Vater gehörte als Städtischer Kapellmeister im Geburtsort Robert Schumanns zu den Honoratioren der Stadt. Peter fand sein Grab noch im letzten Jahr der DDR wohl erhalten und den Grabstein mit der Todesrunne versehen, die in seinem Sterbejahr, 1934, in NS-Kreisen schon üblich waren. Siegfrieds Schwester war fast acht Jahre älter, und so wuchs er als der verwöhnte Nachzügler in der Familie auf, mit allen Vorzügen und Nachteilen für die Charakterbildung, die eine solche Position mit sich bringen mochte. Das Auf und Ab des Weltkrieges gehörte zu den Eindrücken, die den Heranwachsenden am stärksten prägten. Sein Vater dachte und wählte, wie bei seiner gesellschaftlichen Stellung naheliegend, deutschnational.

Wir wissen, welche verderblichen Auswirkungen, Traumatisierung und Brutalisierung, der Krieg auf die Psyche

der jungen Frontgeneration hatte. Der Freiburger Historiker Ulrich Herbert hat jedoch darauf hingewiesen, dass es die sogenannte Kriegsjugendgeneration war, für die der Krieg „zu einem ganz ungewöhnlich starken und einzigartigen Jugenderlebnis“ wurde; diese Jahrgänge, geboren etwa zwischen 1900 und 1910, seien gekennzeichnet „durch eine ungewöhnlich frühe Erschließung der Kindesseele für das große Ganze, für völkische [...] Belange und für das kollektive Ganze überhaupt“ (Herbert 1996, S. 43). „Zur wichtigsten Brücke zwischen Hitler und großen Teilen des gebildeten Deutschland wurde der Mythos vom Reich“ (Winkler 2000, S. 554). So spielte Siegfried mit seinem Vater „Jungdeutschlands Schlachtenspiel“.

Und es war nicht nur der brutale Krieg und sein enttäuschender unverstandener Ausgang, der diese Generation verunsicherte. Im Jahre 1923, Siegfried war noch nicht achtzehn Jahre alt, drohte die junge Republik zusammenzubrechen. Der Staat musste hilflos zusehen, wie Frankreich das Ruhrgebiet besetzte und aus dem Reich herauszubrechen suchte, das Währungssystem war am Ende und in Sachsen, der unmittelbaren Heimat der Meiers, drohte eine kommunistische Revolution (Winkler 2000, S. 435 ff.). Wie sollte ein national denkender und in gesicherten bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsener Junge diese Eindrücke rational verarbeiten? So sagte der Vater zu seinem Sohn Peter noch nach 1945: „In deinem Alter, da habe ich schon Politik getrieben“. Er hatte in eben diesem Jahr 1923, noch nicht volljährig, an jenem Sternmarsch der Nationalsozialisten auf Coburg teilgenommen, der ihm den silbernen Orden mit dem schwarzen Hakenkreuz einbrachte, auf den er so stolz war.

Der Vater hatte das humanistische Gymnasium mit dem sogenannten Einjährigen, der Mittleren Reife, verlassen, um eine Banklehre zu beginnen, die er jedoch ohne Abschluss aufgab. Für einige Jahre hing er beruflich offenbar in der Luft. Die Zeiten waren schlecht, es herrschte Inflation, und er hatte wohl überhaupt Anpassungsschwierigkeiten. Mit seiner Intelligenz hätte er bei systematischem Arbeiten ohne Zweifel ein Hochschulstudium erfolgreich abschließen können. So aber musste er sich mit Vorträgen über Wasser halten, die er sich im Selbststudium erarbeitete: Er sprach über Psychologie, Graphologie und Physiognomik; grundlegend für sein Wissen wurde der damals wie heute umstrittene „Lebensphilosoph“ Ludwig Klages, anerkannt als Begründer der wissenschaftlichen Graphologie. Auch als Redner für die Partei trat der Vater bald auf. Die unsichere wirtschaftliche Basis erlaubte ihm erst spät, die Frau, die er liebte, zu heiraten, und der erste Sohn Peter erblickte nicht vor 1935 das Licht der Welt.

Kontakte zum Nationalsozialismus ergaben sich auch durch die Familie des späteren Ehemanns von Siegfrieds Schwester, und zwar eher zufällig. Diese Familie besaß eine kleinere, doch florierende Fabrik, einer der Söhne studierte nach dem Krieg in München. Als er eine NSDAP-Versammlung besuchte, kam er mit Hitler ins Gespräch. Schließlich erhob sich dieser zum Gehen: Er müsse die letzte Straßenbahn erreichen. Er bot Hitler daraufhin an, ihn mit seinem Motorrad nach Hause zu fahren. Es entwickelte sich eine Bekanntschaft, die dazu führte, dass Hitler gelegentlich Gast in seinem Elternhause

wurde, vor allem später, als er häufig zwischen München und Berlin hin und her pendeln musste. Der Sitz der Familie in Westsachsen lag gut in der Mitte zwischen diesen beiden Zentren, und Hitler, der die modernsten Verkehrsmittel benutzte, aber damals noch nicht flog, machte auf seiner Autofahrt nach Berlin gern auf halber Strecke Station. In den Musikerfamilien war er auch durch seine Kontakte zu den Wagners geachtet; finanziell unterstützt wurde die Partei durch den Fabrikherrn, aber nicht nur aus diesem Grunde.

Für Siegfried war die Politik zum Lebensinhalt geworden. Selbst nach dem Zusammenbruch der NS-Herrschaft war diese Vergangenheit durchaus Gesprächsgegenstand in der Familie. Peter aber wollte schließlich darüber Genaueres wissen. So saß er, lange nach dem Tod des Vaters, eines Tages im Document Center in Berlin und nahm verwundert die bürokratische Perfektion des NS-Staates zur Kenntnis: Auf den roten Karteikarten waren die Daten der NSDAP-Mitglieder und ihrer Familien bis ins einzelne festgehalten: So fand er auch seinen Namen.

Schon im Oktober 1922, noch nicht 17-jährig, war Siegfried in die SA eingetreten. Drei Jahre später zahlte er Mitgliedsbeiträge an die Partei; Anfang 1926 trat er ihr offiziell bei. Da hatte er ein falsches Geburtsdatum angeben müssen, was er auch gegenüber seinem Sohn stolz erwähnte, denn Voraussetzung für eine Parteimitgliedschaft war damals wohl allgemein ein Alter von 21 Jahren. Zwischen 1927 und 1930 war er nicht mehr Parteimitglied; im September 1931, noch immer erst 25, trat er in die SS ein und 1934 aus der Evangelischen Kirche aus; er war nun „gottgläubig“ – wobei es nicht einer gewissen Ironie entbehrt, dass die NS-Kartei jeweils vermerkt, ob die Gottgläubigen zuvor katholisch oder evangelisch gewesen waren<sup>1</sup>. Selbst die Verleihung eines „Julleuchters“ durch den Reichsführer SS wird penibel vermerkt; Peter konnte sich noch gut an das irden-braune, mit allerlei germanischen Runen verzierte Stück erinnern, auf dem in der Vorweihnachtszeit immer eine dicke honiggelbe Wachskerze brannte.

Keines dieser Daten enthielt für den forschenden Sohn eine Überraschung. Für die Frühgeschichte der NSDAP war ein solcher Lebensweg eher typisch. Wie bereits erwähnt, waren es überwiegend junge und sehr junge Leute, die sich der Partei in den ersten Jahren anschlossen. Siegfried erhielt eine Mitgliedsnummer unter 30.000, damit war er „Alter Kämpfer“, und welchen Wert er darauf legte, lässt sich aus einem Schriftstück erschließen, das sich ebenfalls in seiner Personalakte im Document Center fand. Unter dem Datum 3. Juni 1938 teilt das Mitgliedsamt München dem Gau-schatzmeister in Dresden mit, dass eine „Einstellung der Beitragszahlung vor der Machtergreifung des Führers als Austrittserklärung durch schlüssige Handlung gewertet werden muß“. Die Unterbrechung sei mit einer wirtschaftlichen Notlage begründet worden, und der Betreffende habe sich

<sup>1</sup> Die rote NS-Karteikarte im Berlin Document Center vermerkt „gottgläubig“ ab 26.6.1934. Die Feststellung Weingartners, diese Religionsbezeichnung sei im November 1936 eingeführt worden, ist daher zu berichtigen. Siehe Weingartner 1971, S. 74.

auch während dieser Zeit als Redner für die Bewegung über Rassenkunde und Vererbungslehre betätigt. Da die Unterbrechung der Mitgliedschaft weniger als drei Jahre andauerte, wurde die Belassung der alten Mitgliedsnummer befürwortet. Das Ehrenzeichen der Partei wurde jedoch nicht verliehen. Unklar bleibt, welche Gründe für das zeitweilige Verlassen der Partei wirklich gegeben waren; Geldmangel ist in der Tat nicht auszuschließen.

Voraussetzung für die Aufnahme in die SS war eine Größe von 1,70 Meter, die der Vater nicht erreichte. Für alte Kämpfer galten offenbar Ausnahmen. Das Passbild aus dem Jahre 1938 zeigt einen entschlossen blickenden Mann in der schwarzen Uniform und in scharfem Profil – eine eher ungewöhnliche Positur, erforderlich war und ist Halbprofil. Doch da Siegfried einen breiten Gesichtsschädel besaß, wirkte er im Profil sehr viel „nordischer“, was er nicht war. Dieser Mann gehört nun seit dem 1. Juli 1940 als Untersturmführer, bald Obersturmführer, zum Stab des Rasse- und Siedlungshauptamts der SS.

### 3. Besuch in Lodz

Die erste Begegnung mit dem Militär hatte Peter durch zwei Soldaten, die seine Großmutter, mit der die Familie die geräumige, großbürgerliche Wohnung teilte, kurz „die Einquartierung“ nannte. Sie stellten ihre Karabiner in eine Ecke des Schlafzimmers, rochen nach Leder und Pfeifentabak und ließen Peter von ihrem dunklen Kommissbrot probieren, das er etwas zu kräftig fand. Sie verschwanden nach wenigen Tagen zur „Erledigung der Rest-Tschechei“, wie das damals hieß. Bald kam der große Krieg. Der Vater wurde, sehr zur Erleichterung der Mutter, nicht Soldat, sondern kam, vom Rasse- und Siedlungshauptamt eingesetzt, nach Saint Dizier, bald nach Paris und schließlich nach Lodz. Er trug nun eine feldgraue SS-Uniform, am linken Arm eine schwarze Banderole mit der Aufschrift „RuSHA“.

Die Mutter hatte nicht nur für ihre vier Kinder, die im Sommer 1942 im Grundschul- oder Kleinkindalter waren, sondern auch für ihre alte Schwiegermutter zu sorgen; sie brauchte dringend Entlastung. So kam der Vater auf die Idee, den Ältesten während der großen Ferien für fünf Wochen mit in das besetzte Polen zu nehmen. Peter war von dem Plan begeistert; die Mutter zögerte, denn sie hielt das für nicht ganz ungefährlich, willigte aber schließlich ein. Der Sohn sollte bei einer befreundeten „volksdeutschen“ Familie unterkommen.

Inwieweit die subjektiven Eindrücke aus dem Umfeld einer NS-Dienststelle in einem besetzten Land, die ein achtjähriger Junge haben konnte, allgemein von Interesse sind, mag umstritten sein; aus entwicklungspsychologischen Gründen muss ein recht subjektiver Ansatz konstatiert werden. Manches wurde durch einen engen geistigen Kontakt mit dem Vater zwar realitätsnah durchdrungen, möglicherweise aber auch nach dessen Sicht modifiziert. Sicher ist, dass sich Gedächtnisinhalte speichern und sich im Laufe des Lebens im Lichte späterer Erfahrung interpretieren lassen. Bei aller Fragwürdigkeit im Hinblick auf objektiven Erkenntnisgewinn sollen im Folgenden die damaligen Eindrücke wiedergegeben werden, so, wie sie das Langzeitgedächtnis festgehalten

hat. Im Anschluss daran folgt der Versuch, das Ganze auf der Basis der heutigen Forschungslage in den historischen Zusammenhang zu stellen. Ein solcher Erlebnisbericht eines persönlich unbeteiligten Zeitzeugen, weder zur Täter- noch zur Opferkategorie gehörend, ist sicher als eher seltener Quellentyp anzusehen, bei allen notwendigen Einschränkungen, die wegen seines Alters und seiner engen Beziehung zum Vater zu machen sind.

Grodnicki war ein kleines Dorf in der Nähe von Lodz. Ein ländliches Anwesen mit einem großen Teich ist in der Erinnerung geblieben, bunte, freilaufende Hühner und Katzen. Eine schöne junge Frau, Karin, blond und mit klassischem Profil, die der Vater offenbar sehr bewunderte, und ihr Mann, Baltendeutsche, waren die gegenwärtigen Besitzer. Er hatte als Soldat ein Bein verloren und ging an Krücken. Betreut wurde Peter von der alten, etwas verhärmten Mutter der Frau.

Spannend wurde es, wenn Peter mit dem Vater in Lodz, das die SS-Leute natürlich nur Litzmannstadt nannten, sein durfte. Da gab es eine für seine Begriffe riesige, schnelle Fernstraßenbahn nach Sgierz, die sie gelegentlich benutzten. Er hörte auch von dem Ghetto, in dem die Juden lebten und erfuhr, dass eine Straßenbahn hindurchführte. Der Junge hatte keinerlei Vorstellung davon, was dort geschah und bat den Vater, mit ihm dorthin zu fahren. „Kommt gar nicht in Frage“, war die Antwort, ohne ausreichende Erklärung.

Die Dienststelle selbst war in einem großen weißen Gebäude untergebracht, mit einer Buslinie erreichbar; davor gab es eine sogenannte Bedarfshaltestelle. Peter erlebte, wie sein Vater einen Chauffeur drohend anbrüllte, weil der trotz des wartenden Uniformierten nicht sofort halten wollen. Der sagte etwas auf Polnisch, einen Fluch oder eine Entschuldigung? Vater erklärte, dieser Kerl sei schon häufiger durchgefahren. Mehr geschah nicht. In diesem Hause nun fanden vor einer Kommission die sogenannten Eignungsprüfungen statt. Für die „rassische“ Beurteilung galt eine Skala von 1 bis 4. In 1 und 2 wurden die eher „nordischen“ und „fälischen“ Typen eingestuft, blond, rotblond, groß und breit, Langschädel waren erwünscht; die „westischen“ (sie erschienen eher südländisch), „dinarischen“, „ostischen“ und „ostbaltischen“ Menschen landeten eher in den unteren Kategorien. Es gab natürlich viele „Mischtypen“. Peter machte sich einen Spaß daraus, alle Leute, die er so traf, nach 1 bis 4 einzuordnen und seine Resultate dem Vater, einem der entscheidenden Eignungsprüfer, mitzuteilen. Er lag fast immer richtig. Auch die SS-Leute, Vater und Sohn eingeschlossen, hätten, meinte der Sohn für sich, in vielen Fällen mit ihrer Beurteilung Probleme bekommen. Hitler, Himmler und Goebbels wären nach diesen Kriterien auf gar keinen Fall „eingedeutscht“ worden.

Die Leute hatten familienweise vor der Kommission zu erscheinen; in vielen Fällen sprach nur der Mann ein mehr oder minder verständliches Deutsch. Nach dem Ergebnis der „rassischen“ Beurteilung und den sonstigen Eindrücken fiel die Entscheidung, ob die Leute im „Altreich“ oder im Warthegau angesiedelt wurden oder ins Generalgouvernement „abgeschoben“ werden sollten, das Territorium im Osten, das der Vater nicht zögerte als schlimm für die Menschen,

vor allem wegen der mangelhaften Versorgungslage, zu beschreiben.

Ab und zu fuhr man mit Taxis durch die Stadt – das waren Pferdewagen, bequem und gut gefedert, der Junge fand das toll, auch wenn es nicht, wie einmal gegen Ende der Ferien, in den Zirkus Krone ging. Eines Tages fuhren die SS-Männer zum Picknick ins Grüne. Da wurde es für Peter eher langweilig, als er abseits geschickt wurde und drei oder vier der Männer sich mit dem Vater flüsternd unterhielten. Er hatte zwar ein gutes Gehör und spitzte die Ohren, das Wort Juden kam vor, mehr war nicht zu verstehen, bis der Vater lauter und offenbar emotional bewegt ausrief: „Wenn sich das mal rächt!“ Damit war das Gespräch beendet, und warum Peter diesen Satz im Gedächtnis behielt, war ihm nicht klar. Doch der Ausspruch hatte offenbar Bedeutung, blieb aber zunächst rätselhaft. Nachdem er älter geworden war und die Massenvernichtung der Juden offenbar wurde, fielen ihm die Worte des Vaters aus dem Sommer 1942, Monate nach der Wannseekonferenz, wieder ein.

#### 4. „Rasseprüfungen“ in „Litzmannstadt“

Ohne eine wenigstens umrisshafte Kenntnis der NS-Rassen- und Umsiedlungspolitik werden die geschilderten Eindrücke isoliert bleiben und kaum verständlich sein. Es soll daher ein kurzer Abriss der organisatorischen Strukturen und Verfahren folgen<sup>2</sup>.

Bereits im Jahre 1931 richtete Himmler als Reichsführer SS ein „Rasseamt“ ein, und zwar in Verbindung mit seinem sogenannten „Heiratsbefehl“: Da die Zukunft des Volkes auf „der Auslese und Erhaltung des rassisch und erbgesundheitlich guten Blutes“ beruhe, hatten ab sofort alle unverheirateten SS-Männer vor ihrer Hochzeit eine „Heiratserlaubnis“ einzuholen (d'Alquen 1939, S. 91). Neben dem Nachweis der sogenannten arischen Abstammung enthielt der Fragebogen über die Braut auch Auskünfte von Bürgern über deren „nationalsozialistische Zuverlässigkeit“ (Institut für Zeitgeschichte 1991, S. 120); genannte Eigenschaften wie sparsam oder verschwenderisch, putzsüchtig, häuslich oder flatterhaft offenbaren die ganze Spießigkeit der Bewegung. Im Jahre 1935 wurde aus dem Rasseamt im Rahmen einer Umorganisation der Reichsführung SS das „Rasse- und Siedlungshauptamt (RuSHA)“. Die SS sollte biologisch und durch politische Schulung ideologisch zu einer Eliteformation der nationalsozialistischen Bewegung werden. Selbst an Siedlungsvorhaben im Osten wird schon vor 1933 gedacht<sup>3</sup>. Diese blieben zwar bis zum Kriegsbeginn Blut- und Bodenromantik, und damit mag es zusammenhängen, dass die Bedeutung des RuSHA in der Fachliteratur stark unterschätzt

wird<sup>4</sup>. Wenn das Amt auch formal weniger entscheidendes als ausführendes Organ bleibt<sup>5</sup>, lässt sich jedoch zeigen, dass mit Ausbruch des Krieges das RuSHA eine zentrale Funktion in der Durchführung der Rassen- und Siedlungspolitik des Systems einnahm. Mit den politischen Entscheidungen zu den Völkerverschiebungen hatte das Amt zwar nichts zu tun, doch über die Ansiedlung der einzelnen Familien oder Personen in den Ostgebieten, im Reich oder die Abschiebung ins Generalgouvernement bestimmten die Prüfkommisionen des Rasse- und Siedlungshauptamts.

Grundlagen für die Arbeit des RuSHA waren zunächst die Abmachungen in einem Geheimprotokoll zum Deutsch-Sowjetischen Nichtangriffspakt im Jahre 1939, das einen Bevölkerungsaustausch aus den von beiden Mächten jeweils besetzten Territorien vorsah, um „die deutschen Volksgruppen dem Zugriff des Bolschewismus“ zu entziehen; das galt zunächst für die östlichen Teile Polens, das Baltikum, Bessarabien und die Bukowina<sup>6</sup>. Die NS-Propaganda weist auf die Notwendigkeit hin, dass die Ostgebiete mit deutschen Menschen bevölkerungspolitisch gesichert werden müssten und stellt großspurig fest: „Mit den Umsiedlungen ganzer großer Volksgruppen begann ein neuer Zeitabschnitt der Völkerwanderung.“<sup>7</sup> In der Tat begannen Bevölkerungsverschiebungen unglaublichen Ausmaßes mit Hilfe der Eisenbahn, aber vielfach mit pferdebespannten Planwagen über die „deutsch-sowjetische Interessengrenze“ in Richtung Litzmannstadt, das als zentraler Auffangpunkt vorgesehen war. Mehr als 120.000 Menschen kamen bis ins Frühjahr 1941 allein aus den östlichen, nun sowjetisch besetzten Teilen Polens. Neben der Verpflegung und medizinischen Versorgung galt die besondere Aufmerksamkeit der Entlassung von etwa 4.000 Menschen pro Tag. Anschließend aber „erfolgte ihre Überstellung an die Einwandererzentralstelle, die bestimmte Aufgaben vom Reichsführer SS erhalten hatte“<sup>8</sup>.

Diese „bestimmten Aufgaben“, in der NS-Propagandabroschüre naturgemäß verschwiegen, bestanden in der „rassischen“ Beurteilung der Zuwanderer durch die „Rasseprü-

2 Die mitgeteilten Daten und Fakten sind Ergebnisse der Arbeit des Verfassers im Berlin Document Center, Bundesarchiv Berlin Lichterfelde (R69, im Folgenden zitiert BDC) und der Sekundärliteratur. Zum Rasse- und Siedlungshauptamt der SS ist die umfassende Studie von Isabel Heinemann aus dem Jahre 2003 heranzuziehen.

3 Schr. Darrés v. 22.12. 1931. Siehe Gies 1968, S. 136.

4 So Gies, der für 1939 von „völliger Bedeutungslosigkeit“ spricht (ebd., S. 139), und zwar unter Berufung auf Hans Buchheim et al., 1965, S. 246.

5 Dies lässt der Bericht über eine Tagung der SS-Führer zum RuS-Wesen vom Mai 1944 erkennen; vgl. dazu: Hamann 1986, S. 151.

6 BDC R 69/234. betr. Litauen nach Vertrag des Deutschen Reiches mit der Sowjetunion v. 10.1.1941. Siehe ebenso: Vereinbarung zwischen der Deutschen Reichsregierung und der Regierung der Sowjetunion über die Umsiedlung der Litauendeutschen, 10.1.1941. (BDC R69/27)

7 Anonymus, Der Osten des Warthelandes, S. 288.

8 Ebenda. Bis November 1940 sollen „rund 435 000 deutsche Menschen den Weg der volksdeutschen Heimkehr ins Reich“ gegangen sein (BDC R69; dazu allgemein die Einleitung von Der Menscheneinsatz 1940).

er“ oder „Eignungsprüfer“ des RuSHA<sup>9</sup>. Ursprünglich war für die „Eindeutschung“ oder „Wiedereindeutschung“ die sogenannte Deutsche Volksliste maßgeblich, nach der die Personen deutscher Herkunft in vier Klassen erfasst wurden:

1. „Bekennnisdeutsche“ (Personen, die ihr Deutschtum vor 1939 durch Zugehörigkeit zu deutschen Organisationen offen bekundet hatten),
2. „Deutschstämmige“ (die unter dem Druck der Verhältnisse nicht offen als Volksdeutsche hervorgetreten waren),
3. Im Polentum aufgegangene, wiedereindeutschungsfähige Menschen (Mischehen; sogenannte Wasserpolen, deutsche Abstammung nicht einwandfrei erwiesen),
4. NS-Gegner, „Asoziale“<sup>10</sup>.

Nicht nur angesichts der Unsicherheiten, die mit dem Volkstumsbegriff offenbar verbunden waren, bestand Himmler schließlich als Vorbedingung jeder Eindeutschung auf der „rassischen“ Überprüfung durch die Eignungsprüfer des RuSHA<sup>11</sup>.

Die vier Wertungsstufen der rassischen Beurteilung werden wie folgt beschrieben:

1. „Rein nordische oder rein fälische Personen, die zudem erbgesundheitlich und leistungsfähig erstklassig sind.“
2. „Vorwiegend nordisch oder fälisch, mit geringem dinarischen oder westischen Einschlag. Ferner harmonische Mischungen zwischen nordisch und fälisch mit dinarisch und westisch. Schließlich Dinarier, die dem deutschen Artgefühl nicht zu fremd sind.“
3. „Wenige ausgeglichene Mischlinge mit überwiegend dinarischem oder westischem Anteil; ferner Mischlinge mit ostischem oder ostbaltischem Einschlag.“
4. „Völlig unausgeglichene Mischlinge. Rein ostisch oder ostbaltisch. Personen mit außereuropäischem Einschlag. Fremdblütige. Erbkrankte Personen, deren Erscheinungsbild untragbar ist.“<sup>12</sup>

Die ideologische Verblendung lässt sich ermessen, wenn Menschen aus Gebieten, in denen sich vor Jahrhunderten germanische Stämme kurze Zeit aufgehalten hatten, in offiziellen Dokumenten ernsthaft als „germanische Siedler“

oder als „deutsche Bauernwikinger“ bezeichnet werden<sup>13</sup>. Der Rassenwahn führte schließlich so weit, dass „junge Phantasten“ im RuSHA daran dachten, größere Zahlen sowjetischer Kriegsgefangener „einzudeutschen“; auch die vorehliche „rassische“ Beurteilung aller Deutschen wurde ins Auge gefasst (Koehl 1957, S. 233).

Dabei waren die Unklarheiten der Kriterien für die „rassische“ Auslese auch den Beteiligten bewusst und daher häufig zwischen ihnen umstritten. Im Januar 1941 findet eine Tagung der RuS-Dienststellen zur Erörterung der Probleme in Dresden statt<sup>14</sup>. Die Durchschleusung, wird gesagt, geschehe unter hohem Zeitdruck: Die aus zwei Eignungsprüfern bestehenden Kommissionen hatten pro Tag „höchstens“, wie es heißt, 150 bis 160 Umsiedler abzufertigen, dabei sei ihre Arbeit die wichtigste und verantwortungsvollste Tätigkeit innerhalb der EWZ. Neben der rassischen Bewertung, die unabhängig von der Volkstumszugehörigkeit erfolgen sollte, sei auch die „seelenmäßige Einstellung“ zu beurteilen. Allein dem Dienststellenleiter Sturmabteilungsführer Schwalm stand es zu, die Entscheide nach genauer Überprüfung, möglichst persönlichem Augenschein, abzuändern<sup>15</sup>.

Dem Rasse- und Siedlungshauptamt der SS kam damit in der Durchführung der Germanisierungspläne Himmlers im Osten eine im Hinblick auf die sogenannte „positive“ Rassenpolitik, nämlich die Auslese im Sinne der NS-Ideologie, die entscheidende Funktion zu. Die Tätigkeit des Amtes war damit, wenn auch indirekt, mit der Vertreibung der Polen und Juden verknüpft, da vor allem in den besetzten Ostgebieten, die dem Deutschen Reich angeschlossen werden sollten, Platz für die Siedler geschaffen werden musste. Hier wurde bereits in großem Stil durchgeführt, was man 50 Jahre später unter ganz anderen Bedingungen „ethnische Säuberung“ nennen sollte<sup>16</sup>. Die Masse jener Namenslisten der Umsiedler wurde vom Bundesverwaltungsamt nach dem Kriege zur Klärung von Staatsangehörigkeitsfragen benutzt<sup>17</sup>.

## 5. Die letzten Kriegsjahre

Irgendwann im Laufe des Jahres 1943 war Siegfried Meier wieder zu Haus, tätig an seinem alten Arbeitsplatz im

9 Die Bezeichnung „rassische Beurteilung“ durfte nur im internen Dienstgebrauch verwendet werden; nach außen sollte von „erbbiologischer Gesundheitsüberprüfung“ gesprochen werden. Vermerk RKF [Reichskommissar Frankreich] Paris vom 3.12.1943 (BDC 69/966). Die Prüfer sollten zur Tarnung in weißen Mänteln arbeiten, was in Litzmannstadt nicht der Fall war.

10 Zit. nach Broszat 1965, S. 122 f. Im Reichsministerium des Inneren bemerkt man dazu kritisch, die Abstammung könne nicht von ausschlaggebender Bedeutung sein, sonst hätten auch große Teile der Bevölkerung von Schleswig-Holstein, Ostpreußen und Schlesien nicht als deutsch zu gelten. Siehe dazu: Koehl 1956, S. 357 f.

11 Broszat, a.a.O., S. 120. Das Verfahren wurde zum Streitobjekt mit den Gauleitern, Himmler berief sich auf einen Führerbefehl.

12 Diese Gesichtspunkte bei der Einstufung in die vier rassischen Wertungsgruppen bei der Einwandererzentralstelle werden als „streng vertraulich“ deklariert (Richtlinien für die ärztliche und erbbiologische Beurteilung der Umsiedler, 1941, BDC R 69/178). Die Vorschriften werden nach körperlicher und rassischer Bewertung und Gesamtaufreten weiter differenziert.

13 Staatsangehörigkeit und Einbürgerung germanischer Einwanderer (BDC R 69/1174) und Erlebnisberichte über Ereignisse während der Umsiedlungsaktion der Litauendeutschen 1941 (BDC R 69/111).

14 Zum Folgenden BDC R69/598

15 Ebd. Schwalm, von Koehl als Ultrarassist bezeichnet (1957, S. 177), legte jedoch offenbar Wert darauf, „dass neben der reinerscheinungsbildlichen Erfassung des Menschen [...] auch sein Charakter, seine Intelligenz, seine Lebensbewahrung, seine sozialen Leistungen und was sonst an psychologischen Tatsachen greifbar war, mit in die Bewertung hereingezogen wurde“ (Hamann 1986, S. 146). In den Nürnberger Nachfolgeprozessen wurde Schwalm zu zehn Jahren Haft verurteilt (Koehl, a.a.O., S. 235 f.)

16 Die zwischen den Bevölkerungsverschiebungen und dem Massenmord an den Juden bestehenden Beziehungen werden umfassend dargelegt von Götz Aly (1995).

17 Vgl. Einwandererzentralstelle Litzmannstadt, Einleitung, S. 8 (BDC R 69)

städtischen Arbeitsamt und weiterhin „Eignungsprüfer“, doch nun wieder in der Berufsberatung. In der Familie löste seine Heimkehr, wie verständlich, Freude aus, während im Rückblick Verwunderung aufkommen sollte. Die Einwandererzentralstelle war damals weiterhin mit Hochdruck tätig, die „Ostfront“ noch nicht bedrohlich nah. So ist davon auszugehen, dass der Vater auf eigenen Wunsch, wie auch immer begründet und realisiert, von seinen Aufgaben in Polen entbunden worden war.

Die groß gewordene Familie – vier Kinder und Siegfrieds alte Mutter gehörten dazu – brauchte eine Hausgehilfin, wie das damals hieß, eine Aufgabe, die zunächst von einem „Pflichtjahrmädchen“ ausgefüllt worden war; sozialer Dienst in der NS-Zeit. Als deren Jahr um war, kam eine große rotblonde Polin ins Haus, Donja, ihrem Aussehen nach sicher „eindeutschungsfähig“. Wir alle, besonders die Mutter, verstanden uns gut mit ihr, auch sprachlich ging es an, aber nach einem knappen Jahr musste sie wieder in ihre Heimat zurück; die polnischen Mädchen sollten sich doch nicht zu sehr eingewöhnen bei den Deutschen. So kam die Polin Hedwig. Sie war sehr verschlossen, ernst und fleißig. Nach einigen Monaten nur war sie verschwunden. Große Aufregung, denn sie hatte offenbar ihren Arbeitsplatz unbefugt verlassen. Sie wurde in ihrem Heimatort aufgefunden, war geflohen, weil sie hatte heiraten wollen. Sie hätte wieder in der Familie arbeiten dürfen; die Mutter wollte das; lange kontroverse Auseinandersetzungen zwischen den Eltern hat es gegeben. Der Vater wollte sie nicht mehr sehen, wie er sagte, und setzte sich durch.

Des Vaters Haltung in Bezug auf die nationalsozialistische Ideologie ist schwer zu beschreiben, was bei diesem nicht klar definierbaren Konglomerat von Glaubenssätzen und Überzeugungen nicht überraschen sollte. Von Jugend an, wie erwähnt, völkisch denkend, Erbanlagen für entscheidender haltend als Umweltprägungen, bis an sein Lebensende stark durch die Schriften von Ludwig Klages beeinflusst, passte seine „Weltanschauung“ sicher in das weite Feld der NS-Ideologie. Er lehnte das Christentum ab und war Antisemit. Mehr als das Eingeständnis, dass der Massenmord an den Juden ein Fehler war, ließ er sich auch nach 1945 in hitzigen Diskussionen nicht abringen. An die tatsächliche Zahl der jüdischen Opfer hat er wohl nie geglaubt. Als Polizeischulungsleiter betrieb er politische Bildung für die Polizei. Doch war er einschlägig viel zu belesen, um engstirniger Rassist zu sein. Das hohe Lied der nordischen Rasse war von ihm nie zu hören gewesen, dazu war er zu klug, denn das hätte sich auch gegen ihn selbst gerichtet – die sächsischen und schlesischen Vorfahren hatten eher einen slawischen Hintergrund. Als Eignungsprüfer in Lodz hat er die vom Dienststellenleiter Schwalm vertretene ganzheitliche Erfassung der Menschen, die doch über den engstirnigen Rassismus weit hinausging, ohne Zweifel voll mitgetragen, vielleicht sogar angeregt.

In jenen letzten Kriegsjahren war das Verhältnis des Vaters zu seinem ältesten Sohn besonders eng; das hatte sich schon an der gemeinsamen Reise nach Polen gezeigt und wurde durch Fahrten mit dem Leichtmotorrad, Peter auf dem Soziussitz, weiter intensiviert. Das war ein sogenanntes „Herrmännchen“

mit einem Hubraum von 98 ccm und fuhr kaum schneller als 50 Kilometer in der Stunde. Dem Jungen machte es unheimlich Spaß, damit durch die Lande gefahren zu werden, auch nach dem Unfall, zu dem es in einer sächsischen Kleinstadt gekommen war. Der Vater wollte einen Lastwagen überholen, der aber, für ihn unvermutet, plötzlich nach links abbog. Das Motorrad knallte gegen die Seite und Peter flog in hohem Bogen durch die Luft, landete auf allen Vieren, doch erhob sich unverletzt. Der Vater war auf das Kopfsteinpflaster gestürzt, ohne größeren Schaden zu nehmen. Dann war gleich Polizei da, die Dienststelle war nicht weit, doch obwohl er eindeutig Schuld hatte, wurde er mit Nachsicht behandelt. „Eigentlich“, sagte der alte Wachtmeister, „müssten wir Sie ja bestrafen ...“ Dieser Ansicht schien der Vater auch zu sein, denn er bedankte sich freundlich. Sein Glück war: Die Leute kannten ihn recht gut – als „Schulungsleiter“!

Zu den Höhepunkten dieser Zeit gehörten für Peter die SS-Hochzeiten, an denen er teilnehmen konnte, Verkehrsmittel auch dazu war das kleine Motorrad. Junge Männer der Waffen-SS erhielten einen Kurzurlaub, wenn sie heiraten wollten; es handelte sich meist um Bauernsöhne aus der Umgebung der Stadt. Siegfried Meier führte die Trauung durch, ein SS-Kamerad, dieser in der schwarzen Uniform, nahm die Braut symbolisch in die SS auf. Die beiden legten Wert darauf, dass die zahlreichen Familienangehörigen, die wohl eine kirchliche Trauung vorgezogen hätten, nicht enttäuscht wurden: So wurde ein feierlicher Ritus inszeniert. Peter hatte ein Gedicht aufzusagen:

„Nun schließen wir die Runde, / da ihr mit Herz und Munde  
euch Treu' geloben wollt. / Die Allmacht euch verleihe [...]"

Das war die Stelle, an der er gelegentlich stockte, und auch heute will ihm die Fortführung der Verse nicht mehr einfallen; man kann wohl auch darauf verzichten. Das Schöne war, was folgte: das Festessen. Zwar litt in diesen letzten Kriegsjahren niemand Hunger, wenn er Deutscher war, aber ein solcher Hochzeitsschmaus wäre für jeden ein Glanzpunkt gewesen.

Im Frühjahr 1944 konnte Peter nun „endlich“, wie er damals meinte und heute zugeben muss, dieses Gedicht als „Pimpf“ in der Uniform der Hitlerjugend aufsagen. Bald wurden sogar, zum Entsetzen der Mutter, die schweren Fahrtenmesser ausgegeben. Das Marschieren, besonders hinter dem Fanfarenzug mit Gesang, machte Spaß, selbst im strömenden Regen zum Appell in der „Südkampfbahn“ der Stadt. Peter kam völlig durchnässt zu Hause an; die besorgte Mutter war empört. Bei einem Geländespiel musste man nach einigen Aufgaben zur Orientierung im Gelände um die Koppelschlösser kämpfen; die Jüngsten waren natürlich im Nachteil und es gab einige blutige Nasen; das stieß ab. Doch im Mai 1945 hat er sein HJ-Abzeichen in einem Garten vergraben, um es irgendwann einmal wiederzufinden. Er grüßte auch noch unmittelbar nach Kriegsende im Bäckerladen trotzig mit einem lauten „Heil Hitler!“; er kannte keinen anderen Gruß. Wer etwas von politischer Sozialisation weiß, wird Verständnis aufbringen.

Am 20. März 1945 verließ die Familie mit wenigen hastig zusammengepackten Habseligkeiten in einem Pkw die Stadt. Eine Nachbarin rief höhnisch hinter ihnen her: „Die Ratten

verlassen das sinkende Schiff!“ Peter, in der Hoffnung bald zurückzukehren, ärgerte sich über die Alte. Er lag auf einem kleinen zweirädrigen Anhänger zwischen dem Bettzeug mit der Aufgabe, sofort auf das Dach des Autos zu klopfen, wenn Tiefflieger in Sicht kämen – aber es geschah nichts.

## 6 „Untergetaucht“

Dass es vor wenig mehr als fünfzig Jahren mitten in Europa möglich war, mit einer ganzen Familie ohne Papiere, von einem gefälschten Pass abgesehen, eine neue Identität anzunehmen und über Jahre hin damit durchzukommen, kann man sich im Zeitalter der weltweiten Kommunikation nur noch schwer vorstellen. Doch damals sollen fast 30.000 ehemalige Nazis fern von ihren ursprünglichen Heimatorten unerkant unter fremdem Namen im westlichen Deutschland gelebt haben; von denen, die sich in den Nahen Osten oder nach Südamerika abgesetzt hatten, gar nicht zu reden. Anfragen bei Behörden in der sowjetisch besetzten Zone und später in der DDR wurden in den ersten Nachkriegsjahren nicht beantwortet, von der Situation in den Territorien, die nun unter polnischer oder russischer Verwaltung standen, ganz zu schweigen. Die westlichen Besatzungsmächte stellten umstandslos sogenannte Registrierscheine aus; zahllose Bürger hatten alle ihre Dokumente durch die Kriegswirren, Flucht oder Bombenangriffe, verloren. In dieser Hinsicht gab es für viele die immer wieder zitierte Stunde Null, die allerdings gesellschaftspolitisch gesehen, wie sich bald zeigte, als irreführende Fiktion angesehen werden sollte.

Die Familie Meier, nun Geyer, hatte nach wenigen Sommerwochen das Gartenhaus mit einer Baracke des ehemaligen Reichsarbeitsdienstes vertauschen können. Hier gab es zwar ausreichend Platz für die Eltern und die vier Kinder, doch nun waren sie es, die Vorrichtungen zur Entlausung gebraucht hätten. Genau genommen war ein Kampf gegen Flöhe und Wanzen angesagt, die nachts aus den hölzernen Doppelstockbetten hervorkamen. Der Vater erhielt eine zeitweilige Anstellung in der Gemeindeverwaltung (weil ja so viele NS-Belastete hatten ausscheiden müssen!). Dazu war eine Marschleistung von insgesamt 14 Kilometern erforderlich, weit über eine Stunde hin und die gleiche Zeit zurück. Kurz vor dem Wintereinbruch gab es auch eine richtige Wohnung für die Familie, zwei Zimmer plus Wohnküche. Dass die Familie dort, irgendwo auf dem Lande, fast sieben Jahre zubrachte, will aus der Rückschau geradezu unwahrscheinlich erscheinen. Mit Laubsägearbeiten, dann als Hilfsarbeiter, musste der Vater die Familie kärglich ernähren, bis er allmählich wieder in seinem alten Arbeitsbereich, der Berufsberatung, tätig werden konnte.

Peter hatte zunächst ebenfalls zwei mal sieben Kilometer pro Tag zu Fuß zum Gymnasium in der Stadt zurückzulegen; Busse fuhren erst wieder Ende 1946. Auch in den Ferien wurde dieser Weg gern gegangen, denn es gab, noch zwei weitere Kilometer entfernt, die amerikanische Schulspeisung: Biskuit- oder Erbsensuppe, wenn man Glück hatte, auch einen Nachschlag in den „Henkelmann“, das alte Militärkochgeschirr, für die Geschwister, fast vergessene und für unsere konsumverwöhnten Kinder und Enkel unverständliche

Alltagsgeschichte im Deutschland der späten vierziger Jahre.

Nach und nach normalisierte sich das Leben: Es fuhren wieder Busse, man hatte ein altes Fahrrad, auch ausreichend zu essen, wenn man die schmalen Lebensmittelmarken zu kaufenden Rationen durch das Sammeln von Pilzen, Beeren, Bucheckern und häufige Besuche bei Bauern und Kornmühlen ergänzte. Nach der Währungsreform im Sommer 1948 schien die Not überstanden zu sein. Die Geysers aber hatten noch immer ihr Problem: Sie lebten unter falschem Namen.

Im Alltag spielte das keine Rolle mehr, jedenfalls für die Kinder. Auch Peters Übergang zur Universität verlief reibungslos, Abiturzeugnis genügte. Zum Eintritt in die Beamtenlaufbahn oder wenn man gar heiraten wollte, mussten jedoch ordentliche Papiere vorgelegt werden. Die unbefugte Namensänderung war per Gesetz amnestiert worden. Doch der Vater wollte weiter unerkant bleiben. Es gab Auseinandersetzungen. War da doch vielleicht mehr gewesen als frühe Mitgliedschaft in der NSDAP, der SS und der Tätigkeit im Rasse- und Siedlungshauptamt?

## 7. „Vergangenheitspolitik“ in der Bundesrepublik

Die Meiers / Geysers waren kein Einzelfall. Bis zu 80.000 „Untergetauchte“ wurden vom Justizministerium geschätzt (Frei 1997, S. 51 und 127), eine sicher überhöhte Zahl. Schon wenige Wochen nach dem Zusammentritt des ersten deutschen Bundestages brachten Deutsche Partei und FDP eine Gesetzesinitiative zur Amnestierung der „Menschen unter falschem Namen“ auf den Weg (ebd., S. 36 ff.). Man beeilte sich, „die Vorlage noch vor Weihnachten durch den Bundestag zu bringen“ und bemühte sich, durch euphemistische Formulierungen die wahre Zielrichtung zu verschleiern, besonders den Alliierten gegenüber, denen damals noch jedes Gesetz zur Zustimmung vorgelegt werden musste. Das Vorhaben verfolgte den Zweck, „Jahre der Not, der sittlichen Verwilderung und der Rechtsverwirrung“ zu beenden. Den Personen, die „wegen ihrer früheren Verbindung mit dem Nationalsozialismus unter falschem Namen, mit falschen Papieren oder ohne ordnungsgemäße polizeiliche Meldung“ im Bundesgebiet lebten, sollte „Gelegenheit gegeben werden, wieder ein gesetzmäßiges Leben zu beginnen [...]“ Dem Justizminister Dehler (FDP) „gelang das rhetorische Kunststück, seinen Entwurf zu erläutern, ohne auf die NS-Zeit auch nur Bezug zu nehmen“. Das Gesetz wurde am 31. Dezember 1949 als eines der ersten Gesetze der Bundesrepublik überhaupt verkündet. Bis zum Stichtag, dem 31. März 1950, deckten jedoch nur 241 Illegale ihre wahre Identität auf. Auch der Vater war nicht darunter.

Es sollte noch eine Chance geben. Das zweite „Straf-freiheitsgesetz“ bot in einem Paragraphen betreffend „Verschleierung des Personenstandes“ wiederum eine Amnestie an, wenn die unwahren Angaben bis zum Ende des Jahres 1954 berichtet würden. Nur wenig über tausend „Illegale“ machten davon Gebrauch (ebd., S. 126 f.); wiederum hatte sich Siegfried Geyer nicht beteiligt. Auch auf dem Grab der Mutter, die den andauernden physischen und psychischen Belastungen nicht länger gewachsen und früh verstorben war, stand der falsche Name.

Sechs Jahre später wurde die Sache nun ernst. Peter hatte das Erste Staatsexamen für das Höhere Lehramt abgelegt und der geplante Eintritt in den Schuldienst konnte und sollte nicht unter falschem Namen erfolgen; er musste Klarheit haben. So erschien er eines Tages bei einem Kölner Notar und gab eine eidesstattliche Erklärung über seine wahren Personalien ab; der Notar konnte seine Verwunderung über den dargestellten Sachverhalt kaum verbergen. Nun musste auch der Vater aus seiner Illegalität heraustreten. Da er in der Stadt durch sein Arbeitsverhältnis, durch Vorträge in der Volkshochschule und seinen großen Bekanntenkreis einen Namen hatte, war die Änderung dieses Namens kein Leichtes für ihn. Die Auseinandersetzungen zwischen Vater und Sohn zogen sich über viele Monate hin, eine wohl für beide bittere Zeit. Es trat eine Entfremdung ein, die sich niemals wieder heilen ließ.

Nachprüfungen in den Personalakten aus der NS-Zeit im Berlin Document Center förderten nichts Nachtteiliges zutage, und die Amnestie für die Verschleierung des Personenstandes wurde auf ihn angewandt, obwohl der Termin – 1960 – um Jahre überschritten war. Doch das früher so enge Vater-Sohn-Verhältnis war unwiederbringlich beschädigt. Es zerbrach, als der Sohn in eine Partei eintrat, die von den Nationalsozialisten in der Weimarer Zeit bis aufs Messer bekämpft worden war. Zwölf Jahre lang war ein Gespräch nicht mehr möglich.

Der Vater war zum Greis geworden, als er, über seinen jüngsten Sohn, den Kontakt zu Peter und seiner Familie wieder herstellte. Als ihn die Anfrage erreichte, ob man sich wieder sehen könne, ahnte er, dass seines Vaters Leben sich dem Ende zuneigte. Es kam zu einem letzten Ausflug zu einem gemeinsamen Essen in einem Landgasthaus: der schwer kranke Vater, die Stiefmutter, der jüngste Sohn, Peter und seine Frau. In einem der seltenen Augenblicke des Alleinseins während eines kurzen Spaziergangs sagte der Vater ganz unvermittelt: „Du kannst dich doch sicher noch an Hedwig, unsere polnische Haushilfin, erinnern? Wir hätten sie ja wieder aufnehmen können. Ich wurde damals vor die Alternative gestellt, sie wieder zu nehmen, sonst würde sie streng bestraft.“ Nach einer langen Pause: „Mein Nein war hart, aber gerecht.“ Dem Sohn verschlug es die Sprache. Was hätte er antworten können? Sollte er froh sein, dass wohl nicht mehr zu beichten war? So schwieg er. – Der Vater sollte nur noch wenige Wochen zu leben haben.

### Literatur- und Quellenverzeichnis

- Aly, Götz (1995): „Endlösung“. Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden, Frankfurt a.M.
- Anonymus, Der Osten des Warthelandes, hrsg. anlässlich der Heimatschau in Litzmannstadt [ o.O., o.J., wohl Frühjahr 1941]
- Berlin Document Center (BDC), Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde
- Bourdieu, Pierre (1973): Der Tote packt den Lebenden, Hamburg
- Broszat, Martin (1965): Nationalsozialistische Polenpolitik 1939-1945, Frankfurt a.M.
- Buchheim, Hans et al. (1965): Anatomie des NS-Staates, Bd. 1, Olten und Freiburg
- d'Alquen, Gunter (1939): Die SS. Geschichte, Aufgabe und Organisation der Schutzstaffeln der NSDAP, Berlin
- Der Menscheneinsatz (1940): Grundsätze, Anordnungen und Richtlinien, hrsg. von der Hauptabteilung I des Reichskommissars für die Festigung des deutschen Volkstums, Berlin
- Bundesarchiv, Reichsdruckschrift (BArch, RD 10/4-1)
- Die Einwandererzentralstelle Litzmannstadt (EWZ), Berlin
- Document Center, Bundesarchiv / Abteilung Reich (R 69)
- Frei, Norbert (1997): Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München
- Gies, Horst (1968): Zur Entstehung des Rasse- und Siedlungsamtes der SS, in: Paul Kluge zum 60. Geburtstag dargebracht von Frankfurter Schülern und Mitarbeitern (Festschrift), hrsg. von Dieter W. Rebenisch, Frankfurt a.M., S. 127-139
- Großbölting, Thomas (2000): Bürgertum, Bürgerlichkeit und Entbürgerlichung in Magdeburg und Halle (1930-1960). Deutscher Historikertag Aachen, Skriptenheft 2
- Haffner, Sebastian (2000): Geschichte eines Deutschen. Die Erinnerungen 1914-1933, Stuttgart / München
- Hamann, Matthias (1986): Erwünscht und unerwünscht. Die rassenspsychologische Selektion der Ausländer, in: August, Jochen u.a. (Hrsg.): Herrenmensch und Arbeitsvölker. Ausländische Arbeiter und Deutsche 1939-1945 (Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik, Bd. 3), Berlin, S. 143-180
- Heinemann, Isabel (2001): Und bist du nicht guttrassig, so brauchen wir Gewalt, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 20.2.2001
- Heinemann, Isabel (2003): „Rasse, Siedlung, deutsches Blut“. Das Rasse- & Siedlungshauptamt der SS und die rassenpolitische Neuordnung Europas, Göttingen
- Herbert, Ulrich (1996): Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft, 1903-1989, 3. Aufl., Bonn
- Institut für Zeitgeschichte (Hrsg.) (1991): Inventar archivalischer Quellen des NS-Staates. Die Überlieferung von Behörden und Einrichtungen des Reichs, der Länder und der NSDAP. Teil I: Reichszentralbehörden, regionale Behörden und wissenschaftliche Hochschulen für die zehn westdeutschen Länder sowie Berlin, München
- Koehl, Robert L. (1956): The Deutsche Volksliste in Poland, 1939-45, in: Journal of Central European Affairs, XV, S. 354-366
- Koehl, Robert L. (1957): RKFDV. German Resettlement and Population Policy 1939-1945, Cambridge/Mass.
- Rückerl, Adalbert (1982): NS-Verbrechen vor Gericht. Versuch einer Vergangenheitsbewältigung, Heidelberg
- The Holdings of the Berlin Document Center (1994): A Guidebook to the Collections, Berlin
- Weingartner, James J. (1971): The SS Race and Settlement Main Office: Towards an Order of Blood and Soil, in: The Historian, 34,1, S. 62-77
- Winkler, Heinrich August (2000): Deutsche Geschichte vom Ende des Alten Reiches bis zum Untergang der Weimarer Republik, hrsg. v. d. Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn